



Mirjam Pressler

ROMAN

Nathan und seine Kinder



GULLIVER

Elijahu

Es war bereits dunkel, als wir Jerusalem endlich erreichten, Nathan, Jakob und ich, Elijahu, seit achtzehn Jahren Nathans treuer und ergebener Verwalter und Freund. Als die Stadtmauern vor uns auftauchten, sprachen wir ein Gebet und dankten Gott, dass er uns heil und gesund nach Hause zurückgeführt hatte.

Die Reise war lang gewesen, sie hatte sich über viele Wochen erstreckt, unsere Kräfte erschöpft und unsere Glieder ausgedörnt, je länger sie andauerte. Dennoch war sie erfolgreich gewesen, sehr erfolgreich sogar. Als wir loszogen, waren unsere Kamele mit Spezereien und Weihrauch beladen gewesen, mit Myrrhe aus Ägypten und mit Balsam aus den Oasen der Wüste. So hatten wir uns nach Damaskus auf den Weg gemacht, wohlgenut und erwartungsvoll. In Damaskus hatte Nathan Handel getrieben und mit Gottes Hilfe gute Geschäfte gemacht. Für einen Teil des Gewinnes hatten wir kostbare Stoffe und Stickereien gekauft, dazu Safran und Zimt und Henna zum Färben von Leinwand.

Auf der Rückreise schlossen wir uns einer größeren Karawane fremder Kaufleute an, von denen wir uns erst trennten, als wir von den Höhen hinunter bereits das Jordantal sahen. Wir zogen allein weiter. Während wir abends am Feuer saßen, nur Nathan, Jakob und ich, die Kameltreiber hielten sich abseits, da fiel die Mühsal der letzten Zeit von uns ab und nicht nur ich dachte an zu Hause. Jedenfalls hob Nathan plötzlich den Kopf und sagte: »Ich habe mir gerade vorgestellt, was Recha zu dem Brokatstoff sagen wird, den ich für sie gekauft habe.«

Jakob lachte laut. »Sie wird jubeln. Sie wird Freudenschreie ausstoßen, die man bis auf die Straße hören kann, und die Nachbarinnen werden neugierig zusammenlaufen, um den Grund für ihre Freude zu erfahren.«

Wir schwiegen, ergötzen uns an der Vorstellung von Rechas Vergnügen, und während wir an den Fladenbrotten und dem getrockneten Fleisch kauten wie Rinder an dürren Halmen, malte sich wohl jeder von uns bereits die Köstlichkeiten aus, die Zipora, die Köchin, nach unserer Rückkehr für uns aufstischen würde, denn Jakob sagte plötzlich mit einem versonnenen Lächeln: »Und ein Becher Wein ...« Bei diesen Worten sah ich uns, Becher mit Wein in den Händen, am Tisch sitzen, vielleicht im Innenhof, wo wir an heißen Abenden oft essen, weil es dort angenehm kühl ist, oder in der Küche, bei Zipora, und ich hörte uns den Segen sprechen, sah, wie wir die Becher zum Mund hoben, und meinte zu spüren, wie der erste köstliche Schluck

durch meine Kehle floss. Aber dann war es doch nur lauwarmes, abgestandenes Wasser aus dem Schlauch, das ich trotz eines plötzlichen Ekels trank.

Unsere Ankunft, als wir Jerusalem spät am Abend erreichten, verlief ganz anders, als wir es uns vorgestellt hatten. Kaum bogen wir in unsere Straße ein, bemerkten wir schon von Weitem Menschen, die sich vor unserem Haus versammelt hatten, beleuchtet von brennenden Fackeln. Eine Frau löste sich aus der Gruppe und kam mit flatternden Röcken auf uns zugerannt. Da erkannte ich sie, es war Daja. Die Haare standen ihr wirr um den Kopf, ihr Gesicht war rot und verweint, die Kleidung ungeordnet und schmutzig. Ein befremdlicher Anblick, ausgerechnet Daja, die sonst immer darauf achtet, nur sorgfältig gekleidet und gekämmt vor anderen zu erscheinen. Auch ihre Stimme klang fremd und seltsam schrill, und die Worte, die sie uns entgegenrief, kamen nur abgehackt aus ihrem Mund: »... Unglück ... Feuer ... Recha ... mit Gottes Hilfe ...«

Ich sah, wie Nathan erstarrte und zu zittern begann, jegliche Farbe wich aus seinem Gesicht, nur seine Augen glühten und sprangen ihm fast aus den Höhlen, seine Hände ballten sich zu Fäusten und fuhren himmelwärts, und ein sonderbares Röcheln drang aus seiner Kehle, wie der Laut eines abgestochenen Tieres. Mir aber fuhr das Entsetzen durch Mark und Bein. So hatte ich ihn nur einmal erlebt, damals in Gath, unserer Heimatstadt, genau so hatte er damals ausgesehen, als er vor den Trümmern seines Hauses gestanden hatte, Nathan, mein Herr und Bruder.

Mit einem Satz war ich bei ihm und schlang die Arme um ihn, hielt seinen Körper, der schlaff und schwer wurde und mir zu entgleiten drohte. Ich packte ihn noch fester und ließ nicht locker. Eine ganze Weile standen wir so da, bis ich über seine Schulter hinweg Recha erblickte, die auf dem Boden lag, sich jetzt aber aufstützte und zu uns herüberblickte. Nun erst verstand ich, was geschehen war. »Nathan«, rief ich, »Recha lebt! Hörst du, Nathan, sie lebt. Das, was du gefürchtet hast, ist nicht eingetreten, deine Recha lebt!« Verzweifelt schüttelte ich ihn und wiederholte meine Worte, bis ich merkte, dass das Leben in ihn zurückkehrte.

Erst als er mit ihr auf dem Vorplatz saß, auf dem jemand eine Decke ausgebreitet hatte, als er wieder Farbe bekommen hatte und Recha streichelte und küsste, spürte ich meine eigene Angst, die vorher von Nathans Angst verdeckt worden war. Erst jetzt kam mir die Erkenntnis, was wirklich hätte passiert sein können, wie nahe wir dem Abgrund gewesen waren. Ich wusste nicht, wohin mit den Empfindungen, die nun übermächtig auf mich eindrangten, und war erleichtert, als die Kamele kamen und ich endlich etwas zu tun hatte, dass ich abgelenkt

war und meinen Händen und Füßen Befehle geben konnte, um sie vom Zittern abzuhalten. Doch während ich hin und her lief, wanderte mein Blick immer wieder zu Nathan und Recha, um sicherzugehen, dass er sich wirklich gefangen hatte. Und dass uns das große Unheil dank der Hilfe des Ewigen diesmal verschont hatte.

Ich kann nicht behaupten, dass ich in jener Nacht gut geschlafen hätte, obwohl ich nicht nur einen Becher des köstlichen Weins genossen hatte, denn Zipora hatte mir zwei- oder dreimal nachgeschenkt und war rot geworden, als ich mich bei ihr bedankt hatte. Doch trotz des Weins und trotz meiner Erschöpfung wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager. Zu deutlich tauchten immer wieder die Bilder von damals vor meinem inneren Auge auf, und das, was vor über siebzehn Jahren geschehen war, erschütterte mich so sehr, als wäre es erst gestern gewesen. Es ist eine Lüge, wenn man sagt, die Zeit heile jeden Schmerz. Sie deckt ihn nur zu, so wie Reisig eine Falle zudeckt, und gerade dann, wenn man sich sicher fühlt, wenn man meint, festen Boden unter den Füßen zu haben, stürzt man in die Tiefe. Die Zeit ist kein tröstlicher Freund, sie schenkt kein heilendes Vergessen, sie legt nur einen Schleier über die Erinnerung, sie gaukelt dem Menschen Sicherheit vor und ist doch so trügerisch wie der tückische Treibsand, in dem man von einem Schritt auf den anderen versinken kann.

Bald achtzehn Jahre sind seither vergangen, damals war ich noch jung und unerfahren, kaum ein paar Monate in Nathans Diensten. Wir kamen von einer längeren Reise zurück nach Gath, in unsere Heimatstadt nördlich von Ghaza, und fanden das Haus zerstört vor, in dem Nathan seine Frau und seine sieben Söhne in der Obhut seines Bruders zurückgelassen hatte. Auch damals war es Nacht gewesen, wie gestern, und das kalte Licht des Mondes war auf die Trümmer gefallen, aus denen da und dort noch feine Rauchfäden aufstiegen. Rußspuren überzogen die fahlen Steine, unheilvoll wie geisterhafte Schriftzeichen.

Ich glaube, ich stand nur da wie eine Salzsäule und starrte das an, was von unserem Heim übrig geblieben war, die Reste verkohlter Balken, die sich aus den Trümmern wie verbrannte Arme zum Himmel reckten, die Fensterlöcher, die uns aus den wenigen noch stehen gebliebenen Mauern anstarrten wie die Augen von Toten. Ich stand da, mit leerem Kopf und leerem Herzen, unfähig zu begreifen, was geschehen war. Bis ich Nathan schreien hörte. Er riss die Fäuste in die Luft und schrie so laut, dass selbst der Höchste im Himmel es gehört haben muss.

Und dann kamen die Nachbarn herbeigelaufen, hielten ihn fest, wollten ihn davon abhalten, sich selbst etwas anzutun, doch er riss sich los, er war wie von Sinnen. Sie redeten auf ihn ein, aber er wollte nur

wissen, wer das getan hatte. »Christen«, sagten die Nachbarn, »Kreuzfahrer, sie haben sich an den Häusern von Juden schadlos gehalten, nachdem sie gegen Saladins Truppen eine Niederlage einstecken mussten. Die deinen sind nicht die einzigen Opfer, Nathan, sie haben ...« Und dann fingen sie an, die Namen der Opfer aufzuzählen, deren Zahl groß war.

Aber Nathan beachtete sie nicht, hörte nicht mehr auf das, was sie sagten. Zu brennend war sein Schmerz, zu überwältigend seine Verzweiflung. Er zerriss seine Kleider, er reckte die Fäuste, verfluchte die Christen und schwor ihnen ewigen, unversöhnlichen Hass und blutige Rache.

Viele Stunden lang tobte Nathan, und die Nachbarn und ich hatten alle Hände voll zu tun, ihn festzuhalten und daran zu hindern, sich auf die nächstbesten Christen zu stürzen, um sich für den Tod seiner Lieben zu rächen. Alle waren sie verbrannt, seine Frau, seine sieben Söhne, sein Bruder, die Knechte und Mägde. Wir ließen den für seine Klugheit berühmten Rabbi Jochanan kommen, der damals noch am Leben war, und dieser befahl uns, Nathan zu binden und einzusperren, damit er sich selbst und damit auch uns nicht in Gefahr bringen könne, denn wenn er einem Christen auch nur ein Haar krümmen würde, würden sie sich an allen Juden rächen und keiner von uns wäre mehr seines Lebens sicher.

Menachem, ein gelehrter Freund Nathans, ein Arzt und Heiler, nahm uns vorläufig in sein Haus auf. Menachem kümmerte sich um Nathan, flößte ihm beruhigende Tränke ein und verbrannte neben ihm Kräuter, die seinen Geist klären sollten, während Esther, seine Frau, dafür sorgte, dass wir etwas zu essen bekamen. Die Nachbarn, hin- und hergerissen zwischen Mitleid und Zorn, erzählten, die Kreuzfahrer seien in Horden gekommen und hätten das Haus angezündet. Man habe die Schreie der Menschen im Feuer gehört, aber die Feinde unseres Volkes, verflucht sollen sie sein, hätten die Türen versperret und keinen herausgelassen. Die Schreie seien furchtbar gewesen, und es habe lange gedauert, bis auch die letzten vom Feuer erstickt waren.

Diese Grausamkeit war unvorstellbar, doch die Nachbarn versicherten immer wieder, so sei es gewesen, genau so. Ob Nathan überhaupt verstand, was sie erzählten, weiß ich nicht, obwohl er die ganzen sieben Trauertage neben mir auf dem Boden saß. Sein Gesicht war starr und ausdruckslos wie das eines Menschen, dessen Geist die Welt verlassen hat, und er war so ruhig geworden, dass es mir das Herz zerriss. Er reagierte auch nicht, wenn andere Juden kamen, um ihn in seinem Schmerz zu trösten, er antwortete nicht und schaute durch sie hindurch, als wären sie nicht aus Fleisch und Blut. Es war, wie von den Freunden Hiobs berichtet wird, die kamen, um mit ihm zu klagen und

ihn zu trösten: *Und als sie ihre Augen aufhoben von ferne, erkannten sie ihn nicht und erhoben ihre Stimme und weinten und ein jeder zerriss seine Kleider und sie warfen Staub gen Himmel auf ihr Haupt und saßen mit ihm auf der Erde, sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.*

Nach den sieben Trauertagen war plötzlich ein Säugling da: Recha. Ich verstand es nicht. Esther, Menachems Frau, berichtete mir flüsternd, ein Klosterbruder sei mit dem Kind gekommen und habe nach Nathan verlangt. Nathan saß da, hielt das Kind im Arm und weinte. Als er mich sah, hob er die Kleine hoch, um sie mir zu zeigen, und sagte: »Schau her, Elijahu, das ist ein Zeichen. Gott hat mir eines für sieben gegeben. Es ist, wie geschrieben steht: *Bei Gott ist Weisheit und Gewalt, sein ist Rat und Verstand.*« Mehr wollte er nicht sagen, und als ich Fragen nach der Herkunft des Kindes stellte, schüttelte er nur den Kopf und schwieg.

Er zog nach Jerusalem, besorgte eine Amme für das Kind und richtete ein Haus ein, das Haus, in dem wir noch immer wohnen. Ich zog natürlich mit ihm, auch wenn ich ihn nicht verstand. Ich war voller Fragen, aber Nathan wollte nicht mehr über das sprechen, was geschehen war. Nur einmal sagte er: »Gott ist fern, aber die Menschen sind nah. Glaube mir, Elijahu, das höchste Ziel der Menschen muss die Vernunft sein. Vernunft und die Liebe zu anderen Menschen.«

Er hatte sich verändert. Seine Haare waren grau geworden und seine ehemals kräftige Gestalt war so knochig wie die eines Wüstenbewohners, und sein Blick war oft in die Ferne gerichtet, als sähe er etwas, was uns verborgen blieb. Er war nicht wiederzuerkennen.

Aufgewühlt, wie ich war, hatte ich unruhig geschlafen und war froh, als ich bei Sonnenaufgang wach wurde. Ich stand auf, kleidete mich an und ging in meine Werkstatt, die sich im Nebengebäude befand. Dort machte ich mich daran, die Spezereien, die während unserer Abwesenheit aus Jericho und anderen Oasen gebracht worden waren, zu prüfen und zu ordnen.

Diese Arbeit ist mir lieber als jede andere, sie beruhigt und tröstet mich, sie erfreut nicht nur meinen Geist, sondern auch mein Herz. Meine Nase ist zwar klein und flach und gedrückt wie die eines Bewohners von Kusch, aber sie arbeitet feiner und zuverlässiger als die mächtige Nase Jakobs, die nur ganz grobe Unterschiede in den Gerüchen wahrnimmt. Und sie arbeitet sogar besser als die Nase Nathans, der bestimmt über größere Erfahrung verfügt als ich. Meine Nase ist wie die eines Schakals, der durch den Sand streicht und